

## Kehl im letzten Kriegsjahr: Aus dem Tagebuch des Mathias Nückles V

*Ute Scherb*

Für die Zeitenwende 1918/1919, den Zusammenbruch des Kaiserreichs, die Revolution und die Einführung einer neuen Staatsverfassung, hat sich in Kehl eine einzigartige Quelle erhalten, die es ermöglicht, die Geschehnisse vor Ort aus einer ganz persönlichen Perspektive zu rekonstruieren: das Tagebuch von Mathias Nückles V.

Mathias Nückles V wurde am 16. August 1870 in Dorf Kehl<sup>1</sup> geboren. Im Mai 1896 heiratete er die aus demselben Ort stammende 22-jährige Magdalena Dilles. Das Paar hatte drei Kinder, die Töchter Magdalena und Elisabeth, im November 1896 und im Dezember 1897 geboren, sowie einen Sohn Albert, der im Februar 1904 auf die Welt kam. Bei ihm durchbrachen die Eltern die Tradition, jeweils dem ältesten Sohn den Vornamen des Vaters zu geben und in römischer Ziffer die Nummerierung anzufügen. Mathias Nückles V war wie fast alle Dorfbewohner Nebenerwerbslandwirt und arbeitete als Beamter beim Elektrizitätswerk im Hafen, wohin er allmorgendlich, auch sonntags, quer durch die Stadt mit dem Fahrrad fuhr. Die Familie wohnte in der Hauptstraße in Dorf Kehl. Auf seinem Heimweg kehrte er oftmals in einer der vielen an der Hauptstraße gelegenen Gaststätten ein, vorzugsweise im „Lappe“, womit das heute noch existierende Hotel „Zum Rebstock“ gemeint ist, oder ins



*Abb. 1: Unermüdlicher  
Tagebuchschreiber:  
Mathias Nückles V,  
hier mit seiner  
Frau Magdalena,  
Foto von 1934*

„Scherers“, das längst untergegangene Gasthaus „Zum Ritter“. Nückles war ein sehr aufmerksamer Zeitgenosse; er sog die neuesten Nachrichten, die er entweder bei der Arbeit aufschnappte, der Zeitungslektüre entnahm oder abends beim Stammtisch erfuhr, begierig in sich auf und brachte sie am nächsten Morgen zu Papier. In seinem Tagebuch begann er jede Eintragung mit dem Wetterbericht, um anschließend alles niederzuschreiben, was ihn bewegte: die Ausbildung seiner Kinder, Begebenheiten auf der Arbeit, die Ernteergebnisse, familiäre Ereignisse, der Alltag an der sogenannten Heimatfront und nicht zuletzt die „große“ Politik. Sein Tagebuch verwahrte er im Schreibtisch in seinem Büro – ob er damit verhindern wollte, dass seine Frau oder seine Kinder die Notizen lasen, muss sein Geheimnis bleiben. Wenn er krank war oder sich Urlaub genommen hatte,<sup>2</sup> erfolgten zunächst keine Eintragungen, vielmehr fasste er bei Wiederaufnahme der Arbeit die Ereignisse der vergangenen Tage zusammen.

Es ist ein Glücksfall, dass gerade die Tagebücher der Jahre 1918 und 1919 erhalten geblieben sind. Eines davon galt lange als verloren und wurde in den 1950er Jahren zufällig auf einer Müllhalde entdeckt. Der Finder erkannte, was er da in Händen hielt, und gab dem Enkel des Tagebuchschreibers das Buch zurück.<sup>3</sup> Dass die meisten Bände allerdings verloren gingen, liegt an der besonderen Geschichte Kehls am Ende des Zweiten Weltkriegs: Als die Stadt am 23. November 1944 in chaotischer Weise evakuiert wurde, konnten seine Angehörigen wie alle anderen Kehlerinnen und Kehler kaum mehr mitnehmen als das, was sie am Leibe trugen. Da gab es neben offiziellen Papieren und persönlichen Erinnerungsstücken sicherlich Wichtigeres einzupacken als die schwergewichtigen Tagebücher von Mathias Nückles, der drei Wochen zuvor verstorben war.

Mathias Nückles' Tagebücher waren mit Sicherheit nicht für die Publikation bestimmt, sondern dienten einzig der Selbstreflexion. Deshalb sind sie für die historische Forschung von besonderem Wert, spiegelt sich doch darin tatsächlich der vielbeschworene Blick des „kleinen Mannes“ auf seine Umwelt und das Geschehen in der Zeitenwende 1918/19 in der kleinen Stadt am Rhein.

### Von Erschöpfung gezeichnet: die Kriegslage im Jahr 1918

Mathias Nückles stattete jedes seiner Tagebücher mit einem kunstvoll gestalteten Frontispiz aus und betitelte sie. Den für diesen Beitrag herangezogenen Band bezeichnete er als „Tagebuch für das Friedensjahr 1918“. Die Friedenssehnsucht war



*Abb. 2: Aufwändig gestaltet: das Tagebuch von Mathias Nückles*

offenbar sehr groß, und die Hoffnung auf ein schnelles und glimpfliches Kriegsende schien nach der Oktoberrevolution 1917 in Russland und dem im Dezember geschlossenen Waffenstillstand zwischen den Mittelmächten und dem entstehenden Sowjetrußland in greifbare Nähe gerückt. Am 4. Januar 1918 notierte Nückles: „Heute, am 45. Geburtstage meiner Frau, beginnen in der russischen Festung Brest-Litowsk die Friedensverhandlungen. [...] Diesmal hat die englische Diplomatie versagt und die deutsche triumphiert.“<sup>4</sup> Nückles, der die zeittypischen Ressentiments gegenüber den Entente-Mächten, vor allem gegenüber Frankreich und England, hegte, war überzeugt, dass die Mittelmächte (Deutschland, Österreich-Ungarn, das Osmanische Reich und Bulgarien) Russland die Friedensbedingungen aufzwingen könnten und anschließend die verbliebenen Alliierten quasi im Handstreich zu besiegen wären: „Nun, ich hatte [...] Vertrauen zu unserer obersten Heeresleitung und habe es nun auch zu unseren verantwortlichen Staatsmännern, die werden die Sache schon in's Reine bringen.“ Doch am nächsten Tag schon stellte er fest, „daß die Russen an uns unannehmbare Forderungen stellen“. Tatsächlich konterkarierte Leo Trotzki, der Leiter der sowjetischen Delegation, mit seiner hinhaltenden Taktik die Verhandlungen ganz bewusst, weil er mit einer baldigen Revolution in Deutschland rechnete, wodurch die Verhandlungsbedingungen natürlich deutlich verändert worden wären.<sup>5</sup>

In heute unvorstellbarer Arroganz fertigte Nückles wenige Tage später, am 11. Januar, das drei Tage zuvor vom amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson vorgestellte Vierzehnpunkte-Programm ab, das auf einen „Frieden ohne Sieg“ zielte. Wilson als überzeugter Pazifist hatte es lange verstanden, mit seinem Neutralitätskurs die USA aus dem Krieg herauszuhalten.

Erst im April 1917 trat Amerika aufseiten der Entente in den Krieg ein. In weiten Kreisen der deutschen Gesellschaft galt Wilson wegen seiner Haltung als wankelmütiger Schwächling – ein Standpunkt, den sich offenbar auch Nückles zu eigen gemacht hatte: „Der Affe Wilson hat wieder eine Brandrede vom Stapel gelassen, dieser fromme ‚Friedensengel‘ zeigt endlich der Welt sein wahres Gesicht. Ein größerer Schuft existiert nicht unter Gottes Sonne!“ Es muss unklar bleiben, wie viele Details der Rede bis nach Kehl gelangten. Sicher ist, dass Wilsons Forderung, Deutschland müsse nicht nur die besetzten Gebiete in Russland, Belgien und Frankreich räumen, sondern vor allem die Annexion von Elsass-Lothringen wieder rückgängig machen, auf wenig Gegenliebe gestoßen sein dürfte.<sup>6</sup> Da half es nichts, dass Wilson in seinen späteren Erläuterungen ausführte, Deutschland dürfe in der künftigen Weltordnung innerhalb der Völkergemeinschaft nicht benachteiligt werden. Am 24. Januar 1918 lehnten die Mittelmächte das Programm rundweg ab. Die militärische Situation schien ihnen nach dem Waffenstillstand mit Russland durchaus aussichtsreich, und die Oberste Heeresleitung, also Hindenburg und Ludendorff, plante bereits eine neue Offensive an der Westfront.<sup>7</sup> Gerade in Kehl waren die Vorbereitungen dafür deutlich zu spüren. Noch am 24. Januar trug Nückles folgende Beobachtungen in sein Tagebuch ein: „Zur Zeit haben wir wieder große Truppenbewegungen, der Urlaub ist auf 14 Tage gesperrt [...]. Es ist eine Bahnhofskommandantur errichtet worden. Ich glaube, die allgemeine deutsche Offensive hat begonnen, obgleich es in der offiziellen Depesche immer heißt ‚Von den Kriegsschauplätzen nichts Neues.‘“

Währenddessen herrschte in Russland Bürgerkrieg und es kam zu Unruhen, die Nückles als schlechtes Omen für den erhofften Friedensschluss wertete. Am 21. Januar schrieb er: „In Petersburg herrscht z. Zt. wieder Revolution, die Bolschewiki sind bei den Neuwahlen in der Minderzahl geblieben. In den Straßen knattern schon wieder die Maschinengewehre und das Blut fließt in Strömen. Was wird das Ende vom Liede sein? Die Friedensverhandlungen werden wieder zu Wasser werden.“ Allmählich wuchs aber auch sein Misstrauen gegenüber der eigenen Regierung, der er nun mangelnden Verhandlungswillen unterstellte: „Das ist der preußischen Junkersippschaft aber recht, so will es diese haben. Mit Männern wie Trotzki und Lenin will diese Bande keinen Frieden schließen. Ich glaube, denen wäre es das liebste, der Zar käme wieder ans Ruder, denn sie haben Angst, der Umsturz greift über die Grenze herüber.“ Ganz unrecht hatten sie damit nicht, wie sich knapp zehn Monate später zeigen sollte.



Abb. 3: Voller Siegeszuversicht: der Türke, der Deutsche, der Österreicher und der Bulgare

Trotzkis Position verschlechterte sich allerdings zusehends – zunächst durch den Friedensschluss mit der Ukraine, welcher den Deutschen den Zugriff zur dortigen „Kornkammer“ verhielt. Als die Mittelmächte den Waffenstillstand nicht mehr verlängerten und deutsche Truppen erneut an der Ostfront angriffen, gelang innerhalb weniger Tage ohne nennenswerten Widerstand die Besetzung des Baltikums, ganz Weißrusslands und der Krim.<sup>8</sup> Schon am 20. Februar waren die Siegesnachrichten von der Eroberung des sogenannten Ostimperiums bis Kehl gelangt, wie Nückles am folgenden Tag notierte: „Gestern hing an der Post eine günstige Kriegsdepesche: die Unsrigen marschieren auf breiter Front auf Petersburg zu, sie haben schon wieder 200 Geschütze und unabsehbares ‚rollendes Material‘ erbeutet und 2500 Gefangene gemacht.“ Außerdem berichtete er voller Vorfriede, „daß die Bolschewiki nun gewillt sind, den Frieden unter jeder Bedingung zu unterzeichnen. [...] Für Rußland gibt es keine Rettung mehr, der Zusammenbruch geht unaufhaltsam weiter.“

Tatsächlich blieb den Sowjets keine andere Wahl, als die diktierten Bedingungen zu akzeptieren und am 3. März den Friedensvertrag von Brest-Litowsk zu unterzeichnen. Zwar schien Tagebuchsreiber Nückles sehr erleichtert, doch registrierte er auch, welche harte Bedingungen die Mittelmächte den Sowjetrussen auferlegt hatten: „Der Friedensvertrag mit Rußland [...] ist eine große Demütigung für Groß-Rußland. Die Randstaaten lösen sich alle von dem großen Reiche ab und

stellen sich unter den Schutz der Mittelmächte.“ Tatsächlich verlor das ehemalige Zarenreich ein Drittel seiner Bevölkerung, dazu einen großen Teil seiner Rohstoffvorkommen und Industrieanlagen. Letztlich verspielten die Mittelmächte mit ihren maßlosen Friedensbedingungen jegliche Chance auf einen ausgleichenden Friedensschluss mit der Entente.<sup>9</sup>

Am 8. März kam es in Kehl erneut zu Truppenbewegungen: „Zur Zeit fahren ungeheure Artilleriemassen an die Front, Zug um Zug dampft nach dem Westen. [...] Am Bahnhof werden nichts wie Soldaten eingeladen, andere kommen an, es ist ein Betrieb wie bei Kriegsbeginn.“ So registrierte Nückles die Vorbereitungen für das „Unternehmen Michael“, die letzte große deutsche Offensive an der Westfront. Planungschef Ludendorff beabsichtigte, damit den Zusammenbruch der britischen Armee zu forcieren. Doch inzwischen waren zigtausend amerikanische Soldaten in den französischen Häfen gelandet und die Waffenlieferungen von der anderen Atlantikseite hatten ein gigantisches Ausmaß erreicht. Die Oberste Heeresleitung setzte für diese „große Schlacht“ alles auf eine Karte: Neben nie dagewesenen Mengen an Kriegsmaterial wurden mehr deutsche Soldaten als jemals zuvor in den Kampf geschickt, insgesamt etwa 1,4 Millionen Mann.<sup>10</sup> Es war die blutigste und grausamste Schlacht des ganzen Krieges – die Deutschen setzten massenhaft Giftgas ein und die Verluste waren auf beiden Seiten enorm hoch. In den Monaten März und April 1918 starben an der Westfront so viele deutsche Soldaten wie in keinem Monat der vergangenen dreieinhalb Kriegsjahre.<sup>11</sup>



Abb. 4: Grauensvolles Sterben: Schlachtfeld an der Westfront

Am 3. April kommentierte Nückles das Kriegsgeschehen: „Das Ringen im Westen geht weiter. Doch haben unsere Truppen schwer zu kämpfen, denn Engländer und Franzosen wissen auch, daß es um's Ganze geht und setzen alles daran, unseren Vormarsch aufzuhalten.“ Zwei Tage später brachen Hindenburg und Ludendorff die Operation ab. Damit war klar, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen war. Schon im Februar hatte Ludendorff auf die Frage des späteren Reichskanzlers Max von Baden, was passiere, wenn die Offensive nicht den erwarteten Durchbruch bringe, zynisch geantwortet: „Dann muss Deutschland eben zugrunde gehen“.<sup>12</sup>

Da man aber gerade mit großem Propagandaaufwand die achte Krieganleihe unters Volk bringen wollte, ließ man die Bevölkerung über den dramatischen Verlauf der „Operation Michael“ im Ungewissen. Im Gegenteil – es wurden sogar Extrablätter mit Siegesmeldungen gedruckt, und Nückles notierte am 6. April, am Tag des Abbruchs: „Die Deutschen haben laut gestrigem Extrablatt mit der Offensive wieder begonnen“ und fügte siegesgewiss hinzu: „Möchte nur mal den Ententemännern ihre Gesichter sehen, wenn sie allein sind!“ Und am 19. April: „Gestern war der letzte Zeichnungstag für die 8. Krieganleihe. Ich bin begierig, wie viele Milliarden es wieder gibt!“ Er selbst zeichnete Anfang April 200 Mark für die Anleihe, die vollmundig mit „Der letzte Hieb“ beworben wurde. Durch das überaus positive Resultat bestätigt, schrieb er am 21. April nieder: „Die 8. Krieganleihe hat ein Ergebnis von 14½ Milliarden gehabt, es stehen aber noch verschiedene Posten aus. Eine überwältigende Summe! Sie muß unseren Feinden doch zeigen, daß unser deutsches Volk von einem unerschütterlichen Vertrauen zum Endsieg beseelt ist!“

In den nächsten Monaten hatte Nückles kaum mehr Anlass, optimistisch auf die Geschehnisse an der Front zu schauen, und am 10. August schließlich hielt er sein Unbehagen mit folgenden Worten fest: „Ich weiß nicht – die Kriegslage will mir gar nicht mehr passen – ich war noch nie Pessimist und habe immer die beste Hoffnung gehabt, aber jetzt wird's mir doch anfangs anders. Erst dieser Stoß der Franzosen an der Marne und jetzt ein neuer Einbruch der Engländer in unsere Stellungen. ‚Der Nebel sei Schuld gewesen‘ suchen unsere Zeitungen die Schlappe zu entschuldigen [...]. Es muß böse hergegangen



Abb. 5: Rasender Schwertkämpfer: Propaganda für die achte Krieganleihe

sein, die englischen Tankgeschwader sind bis in unsere Artilleriestellungen vorgedrungen und das heißt etwas!“ Die rapide schwindende Siegeszuversicht an der badischen Heimatfront hatte das Stellvertretende Generalkommando des XIV. Armeekorps schon seit Juni 2018 festgestellt und bemerkt, es mache sich in der Bevölkerung eine „bedauerliche Resignation“ breit. Im September resümierten die Militärs die allgemeine Einstellung als „niedergeschlagen, oftmals stumpf bis zur Gleichgültigkeit“.<sup>13</sup>

### Ein Ende mit Schrecken: der Waffenstillstand

Im September erwies sich die militärische Situation als so aussichtslos, dass Ludendorff aus Furcht vor einem Zusammenbruch der deutschen Westfront unmittelbar nach der Kapitulation des Verbündeten Bulgariens am 29. September von der Reichsleitung das Ersuchen um einen sofortigen Waffenstillstand und die Aufnahme von Friedensverhandlungen forderte.<sup>14</sup> Als Nückles von der bulgarischen Kapitulation erfuhr, ahnte er, dass der Krieg längst verloren war: „Ich glaube, das ist der Anfang vom Ende. [...] Was wird es noch geben? Ein Ende mit Schrecken!“ Zwei Tage später notierte er: „Ich glaube doch bald, daß wir auf den letzten Füßen gehen.“ Doch noch immer hoffte er auf einen positiven Kriegsausgang: „Im innersten Herzen wohnt aber doch noch ein großes Vertrauen in unseren Hindenburg und unser tapferes Heer.“ Dass er über Erich Ludendorff, den zweiten Mann und eigentlichen Planungschef an der Spitze der OHL, kein Wort verlor, erstaunt nicht weiter, wenn man in Betracht zieht, dass Hindenburg schon damals der populärere General war, der infolge der siegreichen „Schlacht bei Tannenberg“ ab 1914 „zur Symbolfigur für die Hoffnung auf einen siegreichen Ausgang des Krieges“ aufgestiegen war.<sup>15</sup>

Prinz Max von Baden, der letzte Reichskanzler der Monarchie und zugleich der erste deutsche Regierungschef, der vom Parlament gewählt wurde, sollte nun, quasi als „Revolution von oben“, eine parlamentarische Monarchie einführen, weshalb dem Wochen zuvor gebildeten „Interfraktionellen Ausschuss“ aus Liberalen, Zentrum und Mehrheitssozialdemokraten sogar eine Regierungsbeteiligung angeboten wurde.<sup>16</sup> Hintergrund war, dass der Prinz am 3. Oktober unmittelbar nach seinem Regierungsantritt auf Drängen der OHL die Alliierten um einen Waffenstillstand ersucht hatte und auf den vormals so brüsk abgelehnten Verständigungsfrieden auf Grundlage von Wilsons 14 Punkte-Programms hoffte.<sup>17</sup> Scharfsinnig interpre-



*Abb. 6: Hindenburgs „Triumph“: deutsche Propagandapostkarte gegen Russland*

tierte unser Kehler Tagebuchschreiber die entsprechenden Meldungen: „Mittags stehen die neuen ‚Regierungsmänner‘ in den Zeitungen. Eine ganze Anzahl Sozialdemokraten werden Minister. Wer hätte dies einmal in Deutschland geglaubt, daß solches möglich ist! Ich für meinen Teil halte dies für ein schlechtes Zeichen, denn wenn es nicht sehr schlecht mit uns stände, hätten die preußischen Junker, diese Bande, solches nie zugegeben.“

Wie sicherlich die Mehrheit der deutschen Bevölkerung war Mathias Nückles noch Anfang Oktober 1918 hin- und hergerissen zwischen der Sehnsucht nach Frieden und der Hoffnung, dass sich die Lage an der Front zum Positiven wenden möge, damit die Deutschen das Heft des Handelns auch bei den Friedensverhandlungen in der Hand behalten könnten. Am 10. Oktober hielt er in seinem Tagebuch jedoch fest: „Gerade lese ich in der Frankfurter Zeitung, daß Wilson die Bedingung an uns stellt, ehe in Verhandlungen eingetreten wird, die besetzten Gebiete zu räumen.“ Und schon zwei Tage später musste er notieren: „Man hört schon hie und da sagen, das Elsaß wird jetzt französisch! Ist's möglich? – Ich kann es noch nicht glauben und klammere mich noch immer an die Hoffnung, daß dies nicht der Fall sein wird.“ Am folgenden Tag konnte er die Ungewissheit offenbar nicht länger ertragen: „Abends kaufe ich mir ein Extrablatt – die deutsche Antwortnote an Wilson. Unsere Regierung erklärt sich mit der Räumung der besetzten Gebiete einverstanden. Weiter lese ich nicht – ich bin wie vor den Kopf geschlagen!“

Vielleicht das eine oder andere Stammtischgespräch oder einfach die Einsicht, dass jetzt nur noch der Frieden zählte,

ließen ihn in seiner Meinung jedoch umschwenken. Am 25. Oktober 1918 schrieb er in sein Tagebuch: „Die ‚Straßburger Post‘ bringt die Antwortnote Wilsons und, ich bin ganz baff, sie spricht sich in bejahendem Sinne aus. Oh, das wäre ein Segen für die ganze Welt! Gestern Abend brachten die Zeitungen noch Artikel, daß die deutsche Note abgelehnt würde. Wenn es zum Frieden käme, und daran zweifle ich nicht – man wäre wie neugeboren!“ Diese Friedenssehnsucht, die Nückles mit der Mehrheit der Bevölkerung teilte, widersprach diametral den Vorstellungen der deutschen Militärs. Ludendorff hatte am Vortag als Reaktion auf Wilsons Note die darin geforderte Kapitulation verweigert: „Sie ist der Beweis, daß der Vernichtungswille unserer Feinde, der 1914 den Krieg entfesselte, unvermeidlich fortbesteht. [...] Wilsons Antwort kann daher für unsere Soldaten nur die Aufforderung sein, den Widerstand mit äußersten Kräften fortzusetzen.“<sup>18</sup> Daraufhin entließ der Kaiser auf Drängen des Reichskanzlers den General Ludendorff. Natürlich erreichte diese „unerhörte“ Nachricht auch Nückles, der fassungslos notierte: „Auf der Post höre ich, daß Ludendorff von seinem Posten scheidet. Es ist ungeheuer, jeden Tag neue Überraschungen!“ Schuld an der aussichtslosen Lage waren nach seiner Überzeugung jedoch nicht die verantwortungslos agierenden Militärs, sondern: „Das alte Österreich bricht auseinander wie ein mürber Topf. Tschechen, Ungarn, Kroaten, Italiener, alle wollen eigene Staaten bilden. Da haben die Politiker s. Zt. einen schönen Streich geliefert, sich mit einem solchen Gesindel zu verbinden!“

### Die Kehler „Heimatfront“

Wie aber kam es, dass sich Nückles so lange nicht an den Gedanken gewöhnen konnte, dass der Krieg verloren war? Es ist davon auszugehen, dass die Kriegspropaganda, die stets mit vernichtenden, oft rassistischen Stereotypen arbeitete, wenn es um die Darstellung „des Feindes“ ging, durchaus ihre Erfolge zeitigte. Hinzu kam der Umstand, dass Nückles keine Söhne im wehrfähigen Alter hatte und somit keine persönlichen Ängste ausstehen musste. Aber er dachte an seine drei im Kindesalter gestorbenen Söhne und man meint gar, eine gewisse Erleichterung herauszuhören, weil sie nun nicht in den Krieg ziehen mussten: „Da hätte ich jetzt auch einen dabei, wenn er nicht in früher Jugend gestorben wäre, und die Sorgen wären noch schwerer. Wie gut ist’s für meine 3 Jungen, daß sie gestorben sind, sie haben’s besser wie wir alle. Der Älteste hätte schon letztes Jahr fortgemußt, wer weiß, ob er noch am Leben wäre.“



Abb. 7: Verunglimpfung des Feindes: deutsche Propagandapostkarte gegen Frankreich

Hier scheint hinter den Schrecken des Krieges die ganz persönliche Leidensgeschichte der Familie Nückles auf, hatte sie doch der damals noch weit verbreitete frühe Kindstod gleich mehrmals getroffen: Ehefrau Magdalena hatte nach ihren beiden Töchtern am 25. Februar 1899 endlich einen Sohn geboren, der jedoch schon nach neun Tagen gestorben war. Ein gutes Jahr später kam Karl Friedrich zur Welt, dem nur 15 Monate Lebenszeit beschieden waren, und schließlich am 16. September 1902 Friedrich Wilhelm, der nach knapp acht Monaten starb. Erst Albert, geboren am 10. Februar 1904, überlebte die Kleinkinderzeit und war zum Glück zu jung, um als Kanonenfutter an die Front geschickt zu werden.<sup>19</sup>

Voll Empathie registrierte Nückles daher die Todesnachrichten, welche Familien in seiner Umgebung betrafen, so zum Beispiel am 19. Februar, als ein „Sängerkamerad“ gefallen war: „Abends auf dem Heimweg erfahre ich, daß der Bei Schorsch (Georg Beinhard) gefallen ist. Herrgott, das ist auch ein Schlag! [...] Als der Krieg ausbrach hat er fortgemußt mit dem Landwehr-Grenadierregiment und hat seit 3 ½ Jahren alle Schlachten, Gefechte und Fährnisse glücklich überstanden und nun hat ihn sein Schicksal doch noch erreicht. Er dauert mich sehr und mit ihm seine Frau und der Bube!“ Am 21. Juni, als junge Männer ihren letzten Abend als Zivilisten feiernd und lärmend durch die Straßen zogen, weil sie am nächsten Tag einrücken mussten, machte er sich sehr bewusst, dass der eine oder andere dieser „Spielbuben“ nicht zurückkehren würde: „Der älteste Sohn vom Mätze-Dick, der als 18jähriger letztes Jahr eingerückt ist, ist jetzt auch schon gefallen.“



Abb. 8: Kanonenfutter für die Front: „Spielbuben“ aus Kehl-Sundheim

### Massive Einschränkungen: Ausweisung, Einquartierung, Rationierung

Selbstverständlich bekam auch Mathias Nückles die Einschränkungen zu spüren, die von Beginn an den Kriegsalltag an der Heimatfront bestimmten. Zum einen stand Kehl von Kriegsbeginn an unter Militärbefehl, da die Stadt von den zur „Festung Straßburg“<sup>20</sup> gehörigen drei rechtsrheinischen Forts Blumenthal, Bose und Kirchbach gleichsam eingeschlossen war und deshalb zum Straßburger Festungsbereich zählte, für den während des Kriegszustandes besonders strenge Regeln galten. So benötigten seit Dezember 1914 alle, die im Festungsbereich beheimatet waren, einen Wohnsitznachweis. Generell gab es zur damaligen Zeit noch keine Ausweisungspflicht, weshalb diese Regelung als harte Maßnahme empfunden wurde. Hintergrund war die seit Beginn des Krieges grassierende Furcht vor Spionen, die im Januar 1915 zu der Anordnung führte, „zum Ueberschreiten des Rheines“ einen „von der zuständigen Behörde ausgestellten Pass mit abgestempelter Photographie“ mit sich zu führen. Obgleich es „nur“ um den Verkehr innerhalb der Reichsgrenzen ging, drohten harte Konsequenzen: „Zuwiderhandlungen werden nach den Kriegsgesetzen mit Gefängnis bis zu einem Jahr bestraft.“<sup>21</sup> Für einfache Bauern, die es gewohnt waren, ihre Waren auf den Straßburger Märkten anzubieten, war dies eine einschneidende Maßnahme. Tatsächlich wurde damals der uns heute als Selbstverständlichkeit begleitende, mit Lichtbild ausgestattete Pass eingeführt.

Seit August 1914 wurden die Menschen in Kehl und den umliegenden Dörfern auch dadurch stark belastet, dass sie in ihren Privathäusern Soldaten aufnehmen mussten. Bürgermeister Dr. Gustav Weis schilderte am 8. Oktober 1914 dem Gemeinderat „die Schwierigkeiten, die die schwere Last der Einquartierung mit sich bringt“.<sup>22</sup> Vor allem ließ die vom Reich in Aussicht gestellte Entschädigung immer wieder auf sich warten, was in der Bevölkerung zu massivem Unmut führte.<sup>23</sup> Familie Nückles hatte sich offenbar mit der Zeit daran gewöhnt, dass sie beinahe ständig mehrere Soldaten in ihrem Haus beherbergen musste. Am Sonntag, dem 24. März 1918, zum Beispiel war es wieder einmal so weit: „Wie wir um ½ 12 Uhr heimkommen, hat Schwiegermutter 2 Mann bayrische Pioniere als Einquartierung bekommen, eine Viertelstunde später kommen auch 2 für mich. Ich schlage ihnen ein Bett auf der Bühne auf.“ Die jungen Männer wurden behandelt, als gehörten sie zur Familie: „Abends ist der eine von unseren Bayern bei uns in der Stube bis ½ 10 Uhr“.

Gleichwohl empfand Nückles die massenweise Einquartierung in Kehl als Zumutung. Am 26. Februar machte er sich in seinem Tagebuch Luft: „Es geht allgemein das Gespräch, daß der Amtsbezirk Kehl 180000 Mann Einquartierung bekäme. Kehl allein bekäme 18000 Mann. Es ist unerhört was unser oberer Bezirk, hauptsächlich Kehl, in diesem Krieg schon an Einquartierungslasten getragen hat [...]. Und jetzt, da man gemeint hat, es geht bald dem Ende zu, kommt die Schweinerei wieder von neuem!“



*Abb. 9: Idylle im Krieg: einquartierte Soldaten als Erntehelfer*

Wirklich existenzbedrohend vor allem für die Einwohner der größeren Städte erwies sich die zunehmende Nahrungsmittelknappheit. Mit Surrogaten wie dem berüchtigten K-Brot oder Ersatzkaffee wurde schon seit dem zweiten Kriegsjahr versucht, den Folgen der britischen Kontinentalsperre zu begegnen.<sup>24</sup> Weil die Familie Nückles eine Nebenerwerbslandwirtschaft betrieb und über gute Kontakte verfügte, konnte sie den Mangel lange ausgleichen. Im Hamstern scheint besonders Magdalena Nückles eine Meisterin gewesen zu sein, und ihr Mann ging ebenfalls immer wieder auf „Mehl jagd“. Dennoch schmälerte sich auch bei Familie Nückles der Speisezettel zusehends. Am 17. Mai 1918 notierte der Hausherr: „Mit unserer wirtschaftlichen Lage muß es schlimm stehen. Jetzt sollen die Brotrationen täglich wieder um 40 gr gekürzt werden, dazu fallen noch unsere Zusatzkarten weg. Ist das der rumänische und ukrainische Weizen, mit dem wir schon so lange geködert werden? Dazu wird schon in Aussicht gestellt, daß es nach der Ernte für die Zivilbevölkerung gar kein Fleisch mehr geben soll.“ Und sarkastisch fügte er hinzu: „Ja ja, – da kann man sagen, Deutschland über alles in der Welt.“

Neben den knappen Brotrationen machten der Familie die streng reglementierten Milchzuteilungen zu schaffen, denn Nückles hatte keine Kühe im Stall stehen. Eher zwischen den Zeilen teilte er am Sonntag, den 21. Juli mit, dass die Familie abends nicht vollzählig zu Hause sei, denn „Mutter ist noch fort im Milch hamstern.“ Noch schwieriger war es schon im Januar, an Butter zu kommen: „Um  $\frac{1}{2}$  2 Uhr bin ich mit meiner Frau nach Eckartsweier gelaufen auf die Butter jagd“, allerdings hatten sie dort bei den Bauern keinen Erfolg: „Mit dem Butter ist es wieder einmal nichts, ich muß mich jedes Mal so ärgern, daß es mir ganz schlecht wird.“ Erst einen Monat später, am 21. Februar, konnte Nückles berichten, dass ihm ein Bekannter, wenn auch zu horrendem Preis, ein Stück von dem wertvollen Fett abgetreten habe: „Eine freudige Überraschung wird mir zu Teil: Demuth bringt mir 1 Pfund Butter (das erste dieses Jahr). Während ich ihm letztes Jahr 3 Mark bezahlt habe, gebe ich ihm jetzt halt 5 Mark. – Ich bin nur froh, daß mir wieder eine Quelle erschlossen ist.“ Die kriegsbedingte Inflation war bei den Butterpreisen besonders deutlich zu spüren: Schon eine Woche später, am 4. März, war der doppelte Betrag zu bezahlen. Die Familie wollte sich daher nicht von einem einzigen Lieferanten abhängig machen und suchte nach weiteren Quellen. So begab sich Magdalena Nückles am Sonntag, den 14. Juli, mit ihrer Mutter „nach Dundenheim auf die Butter jagd“, mit Erfolg: „Um  $\frac{1}{2}$  9 Uhr kommen die beiden Ausflügler und brin-

gen bei Gott 10  $\frac{3}{4}$  Pfund Butter unter den Kleidern versteckt.“ Jetzt kostete das Pfund schon 8 Mark.

Je strenger die Lebensmittel rationiert und überwacht wurden, umso fantasievoller gerieten die Wege, staatliche Anordnungen zu umgehen. Obwohl Beamter, griff dabei auch Nückles zu Notlügen. Am 1. März berichtete er über eine der vielen Kontrollen, denen sich die Landwirte zu unterziehen hatten: „Heute war Viehzählung. Habe [...] 6 Hasen, 1 Hahn und 8 Hühner angegeben. Von Ersteren habe ich 13 und von letzteren 14 Stück, aber im Kriege muß man betrügen, sonst wird man ausgelacht!“

Doch auch im Hause Nückles gab es dramatische Engpässe. Am 26. Februar 1918 notierte er beinahe panisch: „Heute Morgen nehme ich mein letztes Stückchen Kautabak, jetzt ist's fertig, es ist nirgends mehr solches zu erhalten. Das ist mir noch ärger, als das, daß ich in den Kaffee keinen Zucker mehr nehmen darf, meine Weibsleut wollen ihn sparen zum Marmeladekochen.“ Und am folgenden Tag ergänzte er: „Z. Zt. ist es für mich das Schlimmste, daß ich keinen Kautabak mehr habe und es nirgends keinen mehr zu kaufen gibt. Seit meinem Soldatenleben bin ich jetzt Tabakkauer, das sind jetzt 27 Jahre her. Da kann man sich denken, was das für eine Qual für mich ist!“ Schon am folgenden Tag machte sich jedoch große Erleichterung breit: „Habe heute früh den Heß Vid getroffen und der hat mir Kautabak versprochen – Gott sei Dank! Er hat mir zur Aushilfe gleich von dem seinigen 2 Portionen gegeben.“ Damit war der Engpass beseitigt und bis Kriegsende scheint die Quelle nicht mehr versiegt zu sein.

**Trauer-Anzeige.**

Allen Verwandten und Bekannten die wirklich schmerzliche  
Nachricht, daß heute früh 7 Uhr unser lieber unvergeßlicher

**Laib Brot**

im Alter von kaum 3 Tagen infolge Aufzehrung den Weg alles irdischen gegangen ist.  
Wer die Vorzüglichkeit des Dahingeschiedenen kannte wird unseren Schmerz zu würdigen wissen.  
Von Beileidsbesuchen wolle man Abstand nehmen, dagegen bitten um Brotmarken die Hinterbliebenen:

Hans Mehlnot als Vater,  
Anna Mehlnot geb. Hunger, verw. Kohldampf  
Fritz Schmalhans, Schwiegersohn  
Karl Wenigfleisch,     "  
Berta Ohnefett, Nichte.     "

Magerstadt, 20. Okt. 1917.

Abb. 10: Weit verbreitet: Satirepostkarte zur Lebensmittelknappheit

### Zwischen Faszination und Bedrohung: Flieger über Kehl

Schließlich drang das Kriegsgeschehen selbst bis nach Kehl – zwar nicht, wie in den vergangenen Jahrhunderten, durch eine Invasion zu Lande, sondern diesmal aus der Luft. Flieger wurden nicht nur im Kampfgebiet eingesetzt, sondern auch zur Zerstörung in gegnerischen Städten. Schon 1914 bombardierten die ersten britischen Flieger Ziele im Kaiserreich, insbesondere Zeppelinwerke und -hallen in Friedrichshafen, Köln und Düsseldorf. Deutsche Flieger bombardierten noch im selben Jahr Paris, im späteren Kriegsverlauf dann vor allem London mit der Absicht, die britische Bevölkerung zu demoralisieren.<sup>25</sup> Schon im Frühjahr 1915 fielen Bomben auf Straßburg,<sup>26</sup> im August 1915 griffen französische Flugzeuge Offenburg an,<sup>27</sup> Anfang September 1917 traf es Lahr,<sup>28</sup> und man meint eine gewisse „Gewöhnung“ an die Bombenabwürfe herauszuhören, wenn Nückles am 4. Januar 1918 bemerkte: „Gestern Abend um ½ 9 Uhr und heute früh um 3 Uhr waren wieder einmal feindliche Flieger da, die Abwehrgeschütze haben fest gedonnert.“ Mindestens einmal pro Woche berichtete er von Fliegeralarmen, meist nur ganz lapidar, wie am 12. August: „Um ½ 11 Uhr ins Bett; um ½ 12 Uhr schon wieder Fliegeralarm und die Abwehrgeschütze donnern, doch ist der Alarm bald vorbei.“ Manchmal nahm er sich mehr Zeit, den Ablauf zu schildern, wie zum Beispiel am 11. Juli, als es schon am Vormittag losging: „Um ¾ 9 Uhr donnern plötzlich Kanonen. Ich springe hinaus und höre jetzt auch in Straßburg die Alarmsirenen heulen. Der ganze Himmel ist bereits voller Schrapnellwolken, dabei donnert noch immer Schuß auf Schuß. Man sieht auch die feindlichen Flieger; 12 Stück zähle ich. Nachdem der Lärm vielleicht eine halbe Stunde gedauert hat, wird es wieder still. Aber nach einer weiteren halben Stunde kommen sie wieder; 12 Stück, von zwei unserer Flieger verfolgt. Die Abwehrgeschütze und das Maschinengewehr auf der Kaserne schießen ohne Unterlaß, aber keinen einzigen Treffer erzielen sie, obgleich die Höhe, in der die Feinde fliegen, kaum 1500 m beträgt.“ Ähnliches musste er eine gute Woche später nochmals erleben, als es erneut zu einem morgendlichen Angriff kam, der, so schien es ihm, direkt auf Kehl zielte: „Kurz nach ½ 8 Uhr ertönen wieder die Sirenen. Ich springe schnell ins Bureau hinauf und schaue zum Fenster hinaus. Da kommen sie – gerade über den Rhein – 10 Stück in 2 Gruppen. [...] Ich habe sie noch gar nie so nahe gesehen. Ich steige jetzt aufs Dach u. sehe ihnen nach.“ Selbstverständlich wurde regelmäßig in den Zeitungen und mit Anschlägen davor gewarnt, bei Alarm vor die



Tür zu treten, aber Nückles scheint nicht der einzige gewesen zu sein, der solche Anordnungen ignorierte. Am 15. Juli hielt er fest: „Abends um  $\frac{1}{2}$  6 Uhr fangen die Sirenen wieder an zu heulen – aha – Fliegeralarm. Bei uns Unverbesserlichen – allgemeines Hinausströmen ins Freie, richtig, sechs feindliche Flieger steuern in großer Höhe Offenburg zu; die werden wieder etwas erleben! [...] Von Offenburg hört man die Schrapnellschüsse herüberdonnern, da – jetzt kommen sie zurück, überall stehen Haufen von Menschen auf der Straße; solange es bei uns nicht ein paar gekostet hat, wird niemand vorsichtiger.“

Obwohl die Kehlerinnen und Kehler offenbar recht locker auf die ständigen Alarme reagierten und sich auch Nückles keine Angst anmerken ließ, brachten die ständigen Alarme sehr wohl Unannehmlichkeiten mit sich, wie er am 12. August notierte: „Um  $\frac{1}{2}$  9 Uhr ertönen [...] die Sirenen, trotz dem dicken Nebel. Nachdem wir jetzt ein paar Tage Ruhe hatten, geht der Tanz scheint's wieder los.“ Spätestens seit Februar 1916 bestand darüber hinaus auch die Pflicht, nachts die Fenster zu verdunkeln. Außerdem war „von 10 Uhr abends an bis Tagesanbruch die Straßenbeleuchtung vollständig einzustellen“.<sup>29</sup>

*Abb. 11: Tödlicher Einsatz: ein abgeschossener Flieger bei Mulhouse*

### Eine existenzielle Bedrohung: die Spanische Grippe

Im Herbst 1918 erreichte die „Spanische Grippe“ Kehl, die heute als „wohl größte Pandemie des 20. Jahrhunderts“ bewertet wird, und der weltweit etwa 35 Millionen Menschen zum Opfer fielen.<sup>30</sup> Wie sehr die Bevölkerung in der Stadt tatsächlich betroffen war, lässt ein Blick in die Sterbebücher erahnen: Während im Oktober 1917 zehn zivile Todesfälle beurkundet wurden, waren es im selben Monat des Folgejahres 40 Einträge. Mathias Nückles notierte bereits am 2. Oktober in seinem Tagebuch: „Zur Zeit herrscht die spanische Grippe wieder stark; es sind schon einige Personen daran gestorben.“ Obgleich bei der Familie Nückles keiner hungern musste und dank der eigenen Hühner und Hasen regelmäßig Fleisch auf den Tisch kam, machte die Krankheit vor seinen Lieben nicht Halt.

Mitte Oktober notierte der Tagebuchschreiber tief besorgt: „Mittags, wie ich heimkomme, liegt Liesel im Bett und hat Fieber. Oha, jetzt ist die spanische Grippe auch bei uns angekehrt. Wenn nur Mutter sie nicht bekommt, davor habe ich Angst! [...] – Lenel ist jetzt auch krank und in Albertle steckt die Grippe auch. [...] Es ist ganz beängstigend, wie die Leute überall sterben! Zwei Söhne vom Wachmann Schneider [...], einer mit 18, der andere mit 15 Jahren, liegen tot im Haus.“ Und an anderer Stelle erkannte er klarsichtig: „Durch das Hungerdasein sind die Menschen zu ausgemergelt, sie haben keine Widerstandskraft mehr. Gewöhnlich kommt noch eine Lungen- oder Rippenfellentzündung dazu und – dann ist es fertig mit ihnen.“ Wie überall sonst ergriff man in Kehl Maßnahmen, um das Ansteckungsrisiko zu minimieren und die Krankheit zurückzudrängen, wie Nückles am 17. Oktober berichtete: „Wegen dieser Seuche hatte Albert heute Vormittag auch keine Gewerbeschule, ein Lehrer ist auch daran erkrankt. Wie ich höre sollen die Schulen geschlossen werden wegen dieser Krankheit.“ Die Epidemie ließ sich jedoch nicht eindämmen. Acht Tage später brachte Nückles voller Entsetzen zu Papier: „Die spanische Grippe wütet furchtbar. Jeden Tag sind ein paar Leichen. Jetzt ist bei Gott Eisenbeiß's Marie, Mutter von 6 Kindern, Mann im Feld, auch gestorben. Ist erst 33 Jahre alt, ebenso der Käs-Meier, 52 Jahre alt, Kinder sterben auch viele.“ Wie durch ein Wunder blieb die Familie Nückles von Todesfällen verschont.

### Politische Umwälzungen: Die Monarchie ist angezählt

Mitte Oktober wurde auch den Kehlern mehr und mehr klar, dass sich die Monarchie, zumindest die Regierungszeit Wilhelms II., ihrem Ende zuneigen könnte. Am 16. schrieb Nück-

les nach Lektüre einer Straßburger Zeitung über Wilsons Antwort auf das Waffenstillstandsgesuch in sein Tagebuch: „Darin betont er, [...] daß er mit der gegenwärtigen Regierung, bei der ein einzelner Mann das Recht hat, einen Krieg vom Zaun zu brechen, nicht verhandelt. Also mit anderen Worten: ‚Wilhelm, jetzt geht’s dir an den Kragen!‘“ Die Rückgabe von Elsass-Lothringen an Frankreich gehörte zu den Waffenstillstandsbedingungen.<sup>31</sup> Über die ersten Auswirkungen, wie sie in Kehl zu beobachten waren, nämlich die Flucht von „Altdeutschen“ aus dem Elsass, notierte Nückles am 5. November: „Der ganze Bahnhof steht voller Möbelwagen, lauter Straßburger Beamte, die in’s Preußische flüchten. Was wird es noch geben?“ Tatsächlich dauerte es nur noch wenige Wochen, bis deutsche Zivilisten tatsächlich massenweise ausgewiesen wurden.

Die Räumung der Straßburger Festungsanlagen begann am 8. November: „Auf dem großen Exerzierhofe der Pionierkaserne steht schon Geschütz an Geschütz und immer werden noch mehr herbeigebracht.“

Am selben Tag finden sich in Nückles Tagebuch erste Reflexionen zum Matrosenaufstand in Kiel: „Armes Deutschland, so weit ist es mit dir gekommen! Mir schwant die erste Revolution vor Augen! In Kiel, Bremen und Hamburg hat sich schon ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet, Menschenleben hat es gekostet. Oh, grauenvolle Zukunft!“ Bereits am Vortag war die Revolution nach Süddeutschland geschwappt, aufgeregt berichtete er am 9. November: „Das Allerneueste: Bayern hat seinen König abgesetzt und sich als Republik erklärt. Das hätte ich am letzten gedacht, daß die Bayern den Anfang machen!“ Die Ereignisse überstürzten sich in den folgenden Tagen so sehr, dass die Abdankung der anderen Monarchen kaum mehr von Belang war. So berichtete Nückles weder über die eigenmächtige Verkündigung des kaiserlichen Thronverzichts durch Max von Baden am 9. November noch über die Flucht des Großherzogpaares aus dem Karlsruher Schloss in der Nacht vom 11. auf den 12. November.<sup>32</sup>

Doch auch Kehl geriet zu einem Schauplatz der Revolution: „Ein Ereignis überstürzt das andere. Der Arbeiter- und Soldatenrat [in Kiel, d. A.] hat ein paar Vertreter nach Straßburg gesandt und diese sind heute morgen mit dem 8-Uhr-Zug nach Kehl gefahren. An der Kinzigbrücke hat der Bataillonskommandeur der hiesigen Pioniere ein paar Mann mit Maschinengewehren postiert, welche, als der Zug über die Brücke fahren wollte, zu feuern begannen. Die Lokomotive ist total zerschossen, einer der Ankommenden (ein Marinesoldat) ist getötet, ein paar andere schwerer oder leichter verwundet.“ Dass dies nicht ohne



Abb. 12: Ohne Schuld? Propagandapostkarte mit Wilhelm II.

Folgen bleiben würde, stand schnell fest: „Gute Nacht, Pioniere, das wird etwas geben! Der Ermordete liegt droben im Maschinenhaus. – Wie ich später erfahre, soll der Hauptmann Schmidt der Anstifter des Blutbades sein. Er wird es wohl büßen müssen.“ In der Nacht vom 9. auf den 10. November kam es auch in der Kehler Pionierkaserne zu Umwälzungen. Als Nückles am nächsten Morgen zur Arbeit fuhr, traf er schon nach wenigen Metern einen Bekannten, der ihm erzählte, „daß bei den Pionieren sich heute Nacht ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet“ habe. „Sämtliche Offiziere sind entwaffnet. Die Sache ist mit der größten Ruhe vor sich gegangen.“ Im Gegensatz zu anderen Garnisonsstädten wie Lahr oder Offenburg verbündeten sich die Soldaten in Kehl sofort mit den Arbeitern.<sup>33</sup> Als erstes wurden die Leiter des Bezirksamts und der Stadtverwaltung her-

beizitiert: „Wie ich höre, wurden der Gr[ößherzogliche] Amtsvorstand, Geheimrat Dr. Holderer [und] Bürgermeister Dr. Weis aus den Betten heraus von den Soldaten verhaftet und zur Kaserne verbracht, wo sie dann durch ihre Unterschrift den Arbeiter- und Soldatenrat anerkannten, worauf man sie wieder entließ.“ Natürlich wollte sich Nückles selbst ein Bild machen: „Gehe nach 10 Uhr hinunter an den Bahnhof, da kann man etwas sehen. Eine Masse Menschen, die Mehrzahl davon Soldaten, stehen da, daß man fast nicht durchkommen kann. Dazu werden von Straßburg ständig Wagen, Geschütze, Autos, Lebensmittel, eine Herde Rindvieh von mindestens 1000 Stück herübergebracht. Sämtlichen ankommenden Offizieren und Mannschaften werden die Waffen abgenommen und die Achselstücke; bzw. Achselklappen abgerissen. Die Deutsche Revolution ist da!“

### Abdankung Kaiser und Großherzog!!!

In Windeseile mutierte Kehl in den Revolutionsmodus, wie Nückles am 11. November festhielt: „Die ganze Straß läuft voller Soldaten mit roten Bändern im Knopfloch.“ Noch deutlicher zeigte sich dies am Nachmittag, als der erschossene Matrose zu Grabe getragen wurde: „Um 3 Uhr ist die Leiche des am Samstag erschossenen Marinesoldaten. Ich gehe kurz vor 3 Uhr an die Kaserne, um mir die Sache anzusehen. Solch' eine Militär-Leiche habe ich noch keine gesehen. Hinter dem Sarg geht der Soldatenrat, hierauf kommt eine Abteilung Pioniere mit Gewehr, alle rote Bänder. Voraus ein Fahnenträger mit roter Fahne, die beiden Begleiter rote Schürzen um die Brust. Dieser ersten Abteilung folgen: die Urheber des Anschlages auf den Zug. In der Mitte Major Theuer, links von ihm der Leutnant, der die Masch.Gew.Abtg. kommandiert hat, rechts der Hauptmann Schmidt in Zivil, alle drei bleich wie Leintücher. Dann kommt noch eine Abteilung Pioniere mit Gewehr und dann folgen die Kameraden des Ermordeten, Infanteristen, Pioniere, Jäger, alles bunt durcheinandergemischt und mit roten Bändern verziert. Von Zeit zu Zeit trägt auch ein Soldat einen Kranz.“

Die Bevölkerung im benachbarten Straßburg schien allerdings weniger auf die Revolutionäre aus Kiel gewartet zu haben, ganz im Gegenteil, die Elsässer setzten auf ein anderes Pferd: Am 8. November berichtete Nückles' Tochter ihrem Vater, was sie nachmittags in der elsässischen Metropole erlebt hatte: „Die Läden werden geradezu gestürmt, um die französischen Farben im Knopfloch zu tragen. Eine schreiende und johlende Menge auf den Straßen.“ Und zwei Tage später notierte er: „In Straßburg floriert die französische Trikolore auf allen Wegen und Stegen. Sogar dem alten Kleber auf seinem hohen Sockel haben sie eine angesteckt und eine rote Mütze aufgesetzt. Es ist ein trauriges Zeichen, daß unsere Polizei nicht dagegen einschreitet.“ Anscheinend aber griffen dann die Soldaten aus Kehl ein, um in Straßburg die Revolution zu entfachen, jedenfalls sah Nückles das so: „Weil die Sache in Straßburg nicht recht klappen will, beordert der Soldatenrat 2 Komp. Freiwillige nach dort, die den Aufständischen helfen sollen, ihre Macht zu befestigen.“ Tatsächlich hatte sich aber in Straßburg bereits ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet und am 10. November, einen Tag später als in Berlin, auf dem Kleberplatz die Republik ausgerufen.<sup>34</sup> Die Mehrheit der Straßburger Bevölkerung indes blieb, so scheint es, davon unbeeindruckt. Auch in Kehl überstürzten sich die Ereignisse: Gemäß Waffen-



*Abb. 13: Sehnsüchtig erwartet: Einmarsch der Franzosen in Straßburg*

stillstandsabkommen vom 11. November war innerhalb eines Monats östlich des Rheins eine zehn Kilometer breite „neutrale Zone“ einzurichten, was den kompletten Abzug aller Militärpersonen bedeutete.<sup>35</sup> In Kehl begann der Auszug der Soldaten sofort, wie Mathias Nückles am 12. November beobachtete: „Heute ist der letzte Tag, daß wir unseren Soldaten sehen, von Morgen ab sind wir neutrale Zone und die Verbündeten ziehen in Straßburg ein.“ Zehn Tage später war es dann soweit und die französischen Truppen besetzten Straßburg unter großem Jubel der Bevölkerung.<sup>36</sup> Nückles kommentierte das so: „Heute ist nun der richtige Empfang der Franzosen in Straßburg, da schlagen die Kanalwackes Purzelbäume vor Verrücktheit!“ Freilich waren nicht alle Bewohner von den neuen Herren begeistert, denn wer nach 1871 aus dem „feindlichen Ausland“ hierher gezogen war, wurde nun angefeindet und musste um seine Existenz fürchten. Tatsächlich wurde die gesamte Einwohnerschaft Elsass-Lothringens nach ihrer Abstammung in vier Kategorien eingeteilt – all diejenigen, die entweder selbst oder deren Eltern nach 1871 aus Deutschland gekommen waren, erhielten eine „D-Karte“ und wurden ausgewiesen.<sup>37</sup>

Noch am 22. November, dem Tag des Einmarsches der Franzosen nach Straßburg, wurde die Straßenbrücke nach Kehl geschlossen, worüber Nückles erst am 7. Dezember – er war zwei Wochen krank gewesen und hatte in dieser Zeit sein Tagebuch



nicht zur Hand gehabt – notierte: „Der ganze Verkehr zwischen Elsaß und Baden ist eingestellt. Die vielen, vielen Kehler, die drüben arbeiteten (Eisenbahn, Artillerie, Werkstätten und Privatgeschäfte), alle sitzen seit 21ten d.Mts. daheim im Trockene“. Für einige von ihnen fand sich allerdings schon nach kurzer Zeit eine neue Aufgabe: „Gut, daß eine Bürgerwehr aufgestellt wurde, da haben doch viele einen Unterschlupf gefunden, ebenso die heimgekehrten Kehler Soldaten.“

Schon bald kursierten in Kehl neue Gerüchte, wie Nückles ebenfalls am 7. Dezember vermerkte: „Überall heißt es, Kehl wird von den Franzosen besetzt. Ich bin gespannt, was kommt!“ Am 21. Dezember schließlich schien es so weit zu sein: „Es heißt auf einmal, nachmittags um 3 Uhr kämen die Franzosen herüber. Der eine sagt: 10 Offiziere und 12 Mann zur Besetzung des Bahnhofs, ein anderer behauptet, mindestens 300 Mann marschieren ein und besetzen die Forts.“ Allerdings musste Nückles dann feststellen: „Am Abend ist nichts wahr“.

Derartige Gerüchte, nicht nur Kehl betreffend, liefen schon seit Oktober um und drückten auf die Moral, wie dem Stimmungsbericht des XIV. Armeekorps für den genannten Monat zu entnehmen ist: „In weiten Kreisen rechnete man mit einem baldigen Einmarsch der Feinde in Baden, und es gab ängstliche Gemüter, die bereits Wäsche und wertvolle Möbelstücke fort schickten, damit sie den Feinden nicht in die Hände fielen.

*Abb. 14: Machtübernahme zu Pferd: General Hirschauer verliert die Besatzungsbedingungen auf dem Kehler Marktplatz*

Auch das Abheben der Gelder auf Sparkassen und Banken war ein Zeichen der allgemeinen Beunruhigung.<sup>438</sup> Leidtragende der militärischen und politischen Entwicklung sollte jedoch nur Kehl sein, das als Brückenkopf einen guten Monat später, nämlich am 29. Januar 1919, französisch besetzt wurde. An diesem Tag befahlen die neuen Machthaber den Bürgermeister und den Bezirksamtsvorstand sowie einige weitere Honoratioren auf den Marktplatz, wo General André Hirschauer hoch zu Ross die zum Teil sehr harschen Besatzungsbedingungen diktierte.

Laut Artikel 428 und 429 des Versailler Vertrags sollte die Besetzung als Sicherheit für die Erfüllung der Bedingungen fungieren und mindestens bis 1935 andauern. Tatsächlich zogen sich die Franzosen schon fünf Jahre früher wieder zurück.

## Anmerkungen

- 1 Dorf Kehl war bis 1909 eine selbstständige Gemeinde und wurde erst 1910 mit der deutlich kleineren Stadt Kehl vereinigt. Vgl. Ute Scherb: Ein steiniger Weg: Die Vereinigung von Dorf und Stadt Kehl. In: Stadt Kehl (Hrsg.): Im Zeichen der Vereinigung. Kehl im deutschen Kaiserreich, Kehl 2010, 251–260.
- 2 Am Ende des Tagebuchs führte Nückles Statistiken: Eine Gehaltsstatistik, eine Auflistung der Schatzungsrats-Sitzungen des Gemeinderates, an denen er teilgenommen hatte, Angaben über das im Jahr von ihm in der Trotte verarbeitete Obst sowie eine Urlaubsstatistik. Niemals verreiste er, sondern er nutzte die freien Tage, zum „Mistführen“, Weizen „auf[zu]putzen“, „Rotrüben [zu] setzen“ oder „Kartoffel[n] aus[zu]machen“.
- 3 Erhalten blieben außerdem Tagebücher für 1909, 1921, 1922 und 1923, die ebenfalls Quellen von hohem Wert darstellen. Sämtliche Tagebücher befinden sich heute in Familienbesitz. Für die freundliche Erlaubnis, diese auszuwerten, danke ich Herrn Fritz Göppert und Herrn Kurt Nückles sehr herzlich. Fritz Göppert stellte mir außerdem seine mit großer Sorgfalt angefertigten Transkriptionen zur Verfügung, die mir die Arbeit ganz wesentlich erleichterten.
- 4 Hier irrte Nückles, denn die Wiederaufnahme der Verhandlungen fand nicht am 4. Januar, sondern erst fünf Tage später statt und Brest-Litowsk war der Sitz des deutschen Oberbefehlshabers im Osten. Vgl. Kochanek, Hildegard: Friede von Brest-Litowsk. In: Hirschfeld, Gerhard u. a. (Hrsg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn u. a. 2009, 506–508.
- 5 Vgl. Münkler, Herfried: Der große Krieg. Die Welt 1914–1918. 3. Aufl. Berlin 2013, 666.
- 6 Wilson bezeichnete in seiner Rede die Annexion von Elsass-Lothringen als ein Unrecht, „das den Weltfrieden während nahezu 50 Jahren beunruhigt hat“. Zit. nach: Münkler, S. 654. Zu Wilson siehe auch: Waechter, Matthias: Wilson, Woodrow. In: Hirschfeld u. a. (Hrsg.): Enzyklopädie, 971 f.
- 7 Vgl. Leonhard, Jörn: Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs. München 2014, 808.
- 8 Vgl. Münkler: Der große Krieg, 668.
- 9 Vgl. Kochanek: Friede von Brest-Litowsk, 506–508.
- 10 Vgl. Hirschfeld, Gerhard und Krumeich, Gerd: Deutschland im Ersten Weltkrieg. Frankfurt am Main 2013, 244–247.

- 11 Vgl. Leonhard: Die Büchse der Pandora, 1019.
- 12 Vgl. Münkler: Der große Krieg, 689–697; Leonhard: Die Büchse der Pandora, 828 (Zitat) und 835–837.
- 13 Monatliche Berichte des Stellvertretenden Generalkommandos in Karlsruhe, zit. nach: Schmidgall, Markus: Die Revolution 1918/19 in Baden. Karlsruhe 2010, 87.
- 14 Vgl. Schwabe, Klaus: Waffenstillstand. In: Hirschberg u. a. (Hrsg.): Enzyklopädie, 954 f.
- 15 Rother, Rainer: Porträtbüste von Paul von Hindenburg. In: Ders. (Hrsg.): Der Weltkrieg 1914–1918. Ereignis und Erinnerung. Ausstellungskatalog, Berlin 2004, 335.
- 16 Vgl. Becker, Jean-Jacques und Krumeich, Gerd: Der große Krieg. Deutschland und Frankreich im Ersten Weltkrieg 1914–1918. Essen 2010, 291 f.; Schwabe, Klaus: „Gerechtigkeit für die Großmacht Deutschland“. Die deutsche Friedensstrategie in Versailles. In: Krumeich, Gerd (Hrsg.): Versailles 1919. Ziele – Wirkung – Wahrnehmung. Essen 2001, 71–86, hier 73 (Zitat); Leonhard: Die Büchse der Pandora, 877 f.; Vgl. Engehausen, Frank: Max von Badens Reichskanzlerschaft. In: Krimm, Konrad (Hrsg.): Der Wunschlose. Prinz Max von Baden und seine Welt. Stuttgart 2016, 40–51, hier 46.
- 17 Becker und Krumeich: Der große Krieg, 292; Schwabe: „Gerechtigkeit für die Großmacht Deutschland“, 73–75.
- 18 Zit. nach: Münkler: Der große Krieg, 743.
- 19 Lebensdaten in: Geburtenbücher von Dorf Kehl, Eintragungen vom 28.02.1899, 15.05.1900 und 18.09.1902, mit Randbemerkungen. In: StadtAK, o. Sign.
- 20 Vgl. Burtcher, Philippe: Die Wacht am Rhein: Strasbourg au cœur de la stratégie allemande en Alsace. In: Archives de Strasbourg (Hrsg.): Strasbourg en guerre 1914–1918. Une ville allemande à l'arrière du front. Strasbourg 2014, 8–12.
- 21 Der Gouverneur der Festung Straßburg: Anordnung vom 11.01.1915. In: Amtliches Verkündigungsblatt für den Amtsbezirk Kehl, 23.01.1915.
- 22 Gemeinderatsprotokoll der Stadt Kehl, 28.08.1914 und 08.10.1914 (Zit.).
- 23 Im Januar 1916 fehlten deshalb ganze 100 000 Mark, welche die Quartiergeber einforderten, die jedoch von der Stadtkasse nicht ausgezahlt werden konnten. Vgl. Gemeinderatsprotokoll der Stadt Kehl, 21.01.1916.
- 24 Vgl. Scherb, Ute: Kehl im Ersten Weltkrieg. In: Stadt Kehl (Hrsg.): Jahresschrift 2014. Kehl 2015, 129–143, hier 141 f.
- 25 Vgl. Schmidt, Wolfgang: Luftkrieg. In: Hirschfeld u. a. (Hrsg.): Enzyklopädie, 687–689, hier 687 f.
- 26 Bekanntmachungen des Zivilkommissärs. In: Amtliches Verkündigungsblatt für den Amtsbezirk Kehl, 01.05.1915.
- 27 Vgl. Gall, Wolfgang M.: Kleine Geschichte der Stadt Offenburg. Karlsruhe 2013, 161.
- 28 Vgl. Huggle, Ursula: Alltag in Lahr von 1900 bis 1950. In: Stadt Lahr (Hrsg.): Geschichte der Stadt Lahr. Bd. 3. Lahr 1993, 67–106, hier 73.
- 29 Bekanntmachungen des Zivilkommissärs. In: Amtliches Verkündigungsblatt für den Amtsbezirk Kehl, 05.02.1916.
- 30 Zit. nach: Krumeich, Gerd: Der Erste Weltkrieg. Die 101 wichtigsten Fragen. München 2014, 97 f. Bis heute ist ungeklärt, wie hoch die Opferzahl tatsächlich war. Es gibt auch Schätzungen, die von mindestens 50 Millionen Toten ausgehen. Vgl. Soinney, Laura: 1918. Die Welt im Fieber. Wie die Spanische Grippe die Gesellschaft veränderte. München 2018, 201.
- 31 Vgl. Leonhard: Die Büchse der Pandora, 916 f.
- 32 Wenige Stunden zuvor war bereits Kaiser Wilhelm II. ins holländische Exil nach Amerongen geflohen, wo er allerdings erst 18 Tage später seine Abdankungsurkunde unterschrieb. Vgl. Platthaus, Andreas: 18/19. Der Krieg nach dem Krieg. Berlin 2018, 78–89.  
Eine knappe Woche vor dem Kaiser, am 22. November 1918, hatte Großherzog Friedrich II. auf Schloss Langenstein seinen Thronverzicht unterzeichnet. Vgl. Exner, Peter: „Die Kronen rollen zu Dutzenden über das Straßenpflaster“ – Die Verfassung(en) von 1919. In: Ders. (Hrsg.): Demokratie wagen? Baden 1818–1919. Stuttgart 2018, 132–142, hier 141.
- 33 Vgl. Bühler, Christoph: Der Umbruch des Jahres 1918. In: Stadt Lahr (Hrsg.): Geschichte der Stadt Lahr, 109–113, hier 110–113; Scholtyseck, Joachim: Offenburg in den Jahren der Weimarer Republik. In: Eisele, Klaus und Scholtyseck, Joachim (Hrsg.): Offenburg 1919–1949. Zwischen Demokratie und Diktatur. Konstanz 2004, 21–102, hier 28–31.

- 34 Vgl. Favre, Anne-Laure: Parole de Strasbourgeois. In: Archives de Strasbourg (Hrsg.): Strasbourg en guerre, 141–155, hier 150.
- 35 Vgl. Brandt, Peter und Rürup, Reinhard (Bearb.): Arbeiter-, Soldaten- und Volksräte in Baden. Düsseldorf 1980, LXXI.
- 36 Vgl. Fuchs, René u. a.: L'entre-deux-guerres, l'occupation nazie et la libération. In: Livet, Georges und Rapp, Francis (Hrsg.): Histoire de Strasbourg des origines à nos jours. Bd. 4. Strasbourg 1982, 411–502, hier 416.
- 37 Markowski, Sebastian: Die Zwangsmigration der Elsass-Lothringer nach Baden als Folge des Ersten Weltkriegs. In: Arbeitskreis Regionalgeschichte Freiburg e. V. (Hrsg.): Region und Grenze. Die Bedeutung der Grenze für die Geschichte Südbadens in der Zwischenkriegszeit. Freiburg 2013, 81–108, hier 88. Vgl. auch: Denni, Karen: Rheinüberschreitungen – Grenzüberwindungen. Die deutsch-französische Grenze und ihre Rheinbrücken (1861–2006). Konstanz 2008, 124 f.
- 38 Zit. nach: Schmidgall: Die Revolution, 87 f.